



Phot. J. Hilsdorf

Stefan George
Aus der Gesamtausgabe seiner Werke
Verlag Georg Bondi, Berlin

STEFAN GEORGE – ZUM 60. GEBURTSTAG VON HERMANN BAHR

STEFAN George kam vier Jahre vor Paul Valéry zur Welt. Der Eintritt ins neue Jahrhundert war für beide zugleich der Antritt ihrer Sendung. Auch ihre Stellung im Gefühle der Nation ist ungefähr dieselbe: man bewundert sie laut und langweilt sich dabei im stillen. Die vorherrschende bürgerliche Mittelschicht ist sich ja bewußt, daß, was ihr gefällt, immer dem Kenner für verächtlich gilt. Nur Snobs schließen aber daraus, das Richtige lasse sich gerade daran erkennen, daß es ihnen insgeheim mißfällt. Der Mittelstand ist klüger, und wenn es ihm an Urteil und an Geschmack gebricht, so hat er doch immerhin eine gute Witterung für das, was ihm gefallen soll, auch wenn er sich eingesteht, durchaus nicht zu wissen warum. Ja, er ist darin zuweilen den berufenen oder sich ein Urteil anmaßenden Kunstrichtern überlegen: er merkt, was recht ist, oft genug früher als sie, wenn er auch unfähig ist, zu sagen, woran er es merkt. Um solche Künstler spinnt sich ja gleich bei der ersten Erscheinung schon gewissermaßen eine Aura, für die der Verstand kein Organ hat und die darum der Geschmack von Laien oft früher wittert als das Urteil der Kritik, die ja schon darum Neues ungern zuläßt, weil es sie zwingt, wieder umzulernen.

Stefan George erschien in der Maienblüte des Impressionismus. Dieser Name war damals noch nicht in Brauch, aber die Geistesart ist alt. Es gab immer Menschen, die sich gern bestimmen lassen, und andere, die sich selber bestimmen wollen: Menschen, die von außen bewegt werden, und Menschen, die sich aus eigener Kraft bewegen. Es ist im Grund bloß eine Frage des Willens: Geringer Wille paßt sich der Umgebung an und gehorcht ihr freudig, hoher Wille verlangt Herrschaft über sie. Die Namen Impressionismus und Expressionismus waren an der Wende der achtziger Jahre ja noch ungewohnt, aber bei den ersten Lauten aus dem Munde Georges horchte staunend auf, wer noch einen Rest von Gehör für hohe Dichtung in sich trug. Was Dichtung will und soll, war damals freilich fast vergessen. Ihren Sinn kannte ja schon das junge Deutschland der Gutzkow und Börne nicht mehr, und gar in der Zeit Geibels und Heyses zog man Formen nach Belieben an und aus wie Handschuhe. Doch mit der bloßen Erscheinung des jungen George schon kehrt die Dichtung wieder: es ist seine erste, seine entscheidende Tat, daß er vor dem konventionellen Gebrauch der Sprache warnt. Wie seit Jakob Grimm kein anderer mehr, hört ja dieser Jüngling

den Worten ihren Urlaut an, er stellt den Adel unserer Muttersprache wieder her, das sie beherrschende Gefühl für Rang. Dichten heißt einen Sinn verkünden: der Mund des Dichters gibt der Sendung einer Zeit das Wort. Das ist sein Amt, und damit ist ihm auch gleich die gebührende Würde zugeteilt. Der Hochmut, dessen man George beim ersten Erscheinen zieh, war nur die freilich in den Stürmen des Naturalismus schon fast vergessene natürliche Haltung des Dichters. Es lag durchaus nicht in seinem Sinne, sich in eine *tour d'ivoire* zu flüchten, sein klarer Sinn erkannte nur, daß er beim deutschen Volke zunächst, ohne sich etwas zu vergeben, kein Gehör erwarten durfte. Und so „der Rücksicht auf die lesende Menge enthoben“, begnügt er sich zunächst, in der nachwachsenden Jugend Gefährten zu suchen, aber nur um, sobald ihre Kraft erprobt ist und er sich dieser Bemannung sicher weiß, „auf den Schutz der Abgeschlossenheit“ sogleich zu verzichten. In gesunden Zeiten wächst ja jedes Kind in einer ererbten Form auf; es müßte sich erst häuten, um sie loszuwerden. Was wir Impressionismus nennen, ist immer das Eingeständnis der Ohnmacht einer Zeit, es ist der Wunsch, aus der Haut zu fahren. Aber wohin? Das wissen solche Zeiten selber nicht, es muß ihnen erst gewiesen werden, darum sehnen sie sich nach Diktatur. Daß George nicht bloß ein Dichter hohen Ranges, sondern zugleich voll Herrschsucht ist, das gab ihm so gewaltige Macht über alle reine Jugend. Der Zauber ging schon von seiner äußeren Erscheinung aus. Dauthendey hat einmal seine erste Begegnung mit George geschildert, der ihn zu sich in das Berliner Café Bauer entbot, um mit ihm über seine den „Blättern für die Kunst“ eingesendeten Gedichte zu sprechen. Dauthendey fand sich noch vor George ein und wunderte sich nicht wenig, als der junge Meister erschien: „ein schlanker, vornehm mit Gehrock und Zylinder bekleideter Herr, mit ausgeprägten, starken Gesichtszügen, die einem Kardinal gehören konnten“. So sahen damals — es war 1893 — Dichter selten aus. Auch wunderte sich Dauthendey, daß seine Gedichte von George durchaus nicht in ihrem Gehalt geprüft wurden: das Gespräch ging vielmehr um für Dauthendey's Gefühl „belanglose Dinge“, vor allem um das Satzbild, George drang nämlich darauf, die Fragezeichen an den Anfang der Sätze zu stellen, statt ans Ende. In der Schilderung dieser wunderlichen Szene fällt vor allem der Vergleich mit einem Kardinal auf: die hohe Würde schon der äußeren Erscheinung Georges, zugleich aber auch das unwillkürlich Gebietende, die Macht, die er ausstrahlt, werden uns dadurch anschaulich. Dieser Mann kennt seinen Wert und ist die Huldigung gewohnt, die ihm gebührt. Man denkt unwillkürlich an den alten Goethe, nur der mephistophelische Zug fehlt, den ganz zu verbergen ihm selbst im Staatskleide nicht ganz gelang. Und gar daß George, selbst in seiner ersten Jugend, jemals wie Goethe in der Straßburger Zeit „spatzenmäßig“ gewesen sein könnte (das malende Wort stammt von Herder), vor dem bloßen Verdachte bleibt er sicher. Der Pedant aber, den man ihn schilt, weil ihm die Stellung des Fragezeichens — vor oder nach dem Satze — wichtig ist, hätte dem alten Goethe gefallen.

Was man zunächst Georgen verdachte, war die Mühe, die er angeblich dem Leser bereitet. Er galt als „unverständlich“. Gedichte lesen hatten wir verlernt. Daß die Sprache des Dichters nicht bloß zur Verständigung dient, war vergessen. Auch hatte sich eben darum der Leser angewöhnt, den Dichter gewissermaßen zu duzen. Daß die Stimme des Dichters aus einer anderen Welt tönt, daß sein Wort eine Welt erweckt, die wir uns bisher nicht träumen ließen und die fortan uns träumen zu lassen nur die Macht des Dichters vermag, und daß im Munde des Dichters das Wort Geheimnisse verrät, die dasselbe Wort dem Munde des Redners oder des Journalisten vorenthält, dem es dafür andere, dem Dichter versagte, willig anvertraut, dies alles war dem Gedächtnis der Nation entfallen. George befremdete den Leser einer Zeit, die gewohnt war, vom Dichter „Pointen“ zu fordern, Versorgung mit „Zitaten“ für jede Gelegenheit. Auch zog sie Dichter vor, die sich vom Leser freundlich auf die Schulter klopfen, ja duzen ließen.

George, Valéry, Claudel lieben das Schweigen. Valéry hatte sich schon 1890 angemeldet, im selben Jahre wie George, doch erst 1917 erschien „La Jeune Parque“. Sie wollen sich auch niemals mit dem ersten Einfall begnügen, ja Valéry sagt einmal geradezu: „Trouver n'est rien. Le difficile est de s'ajouter ce qu'on trouve.“ Mit der Inspiration begnügt er sich nicht, für des Dichters Amt gilt ihm, sie zu beherrschen. In Leonardo will er darum das höchste Beispiel erkennen: den „admirable écuyer de sa propre nature“. Auch George zielt immer auf Präzision, auch ihn bewegt der Abscheu vor dem bloß „Andeutenden“, vor dem Provisorischen. Das Wort des Dichters darf nicht bloß sprechen, nicht bloß benennen, sondern es soll ernennen, zu lebendigem Dasein erwecken. Evokation ist das Amt des Dichters: sein Hauch beschwört die Gestalt. Das flüchtige Wort will sich verewigen: das Kind dieser Sehnsucht ist der Dichter.

Der Stammbaum der Geistesart Valéry's ist ohne Lücke: Malherbe, Racine, Baudelaire, Mallarmé. Der französische Dichter hat das allerdings zuweilen gefährliche Glück, den Weg für seine Begabung in der Vergangenheit vorbestimmt zu finden. Der deutsche Dichter sieht sich von so vielen Lockungen wechselnd umworben, daß ihm die Wahl schwer wird, um so schwerer in seinem Wahn, ja vor allem doch durchaus „original“ sein zu müssen. Davon blieb auch George nicht verschont, aber er bestand alle Versuchungen durch die Macht seines ungewöhnlich hohen Willens. In diesem wurzelt der Zauber, den er ausstrahlt. Man fragt sich zuweilen, ob George nicht ein ebenso großer Maler oder Musiker hätte werden können, man fragt sich, ob es denn überhaupt möglich ist, so vielfach begabt zu sein, und zuweilen hat man dann aber auch wieder fast den Verdacht, ob es sich nicht vielleicht mit ihm auch so verhalten könnte, daß er, im Grunde ganz unbegabt, bloß sich jede Begabung aneignen, anschaffen zu können immer auf jeden Wink in Bereitschaft stehe, bloß durch die Zauber Macht seines ungeheuren Willens. Man hat ihn deshalb verdächtigt, ein Spätling der Romantik zu sein, aber Romantik ist doch immer auf der Flucht aus der Zeit, während er sich in sich selbst so sicher fühlt, daß er gar nicht erst aus der

Zeit fliehen muß: sie kann ja nicht an ihn heran. Er meint darum auch allen Glauben entbehren zu können, der ihm doch immer bloß ein Zeichen von Schwäche scheint, immer als ein Hilferuf klingt. Er aber prahlt mit seinem Heidentum, die Hybris seines Selbstgefühls sichert ihn. Das ist im Grunde sehr deutsch, und er hebt sich gerade dadurch von jenen Franzosen ab, die seines Geistes scheinen, von den Epigonen Mallarmés. Thibaudet, der sie genau kennt, will, was sie bewegt, in dem Verlangen erblicken, zu „*vider la poésie du contenu logique qu'elle implique chez un français*“. Alle französische Dichtung ist ja mit einem Übergewicht von Logik belastet, sie ist niemals *naiv*. Die Georges ist es auch nicht, sie will es gar nicht sein, doch er meint es seiner deutschen Gesinnung immerhin schuldig, sich zuweilen einen Anschein von Innigkeit zu geben, die nun freilich mit dem stolzen Heidentum, das er zur Schau trägt, nicht recht übereinstimmt. Josef Nadler, mit seinem erprobten Feingehör für die Laute der deutschen Stammesarten, läßt sich denn auch durch das affichierte Heidentum Georges keinen Augenblick blenden, er hört ihm die barocke Herkunft an, keine ganz reine freilich. Er sagt klar und bündig, freilich mit einer ihm sonst ungewohnten Schärfe, ja fast Härte: „Die Erscheinung George bestand nicht durch ihre Kunst, sondern durch ihren Willen. Das Geheimnis des deutschen Sprachgefüges wie des Geschmackes war diesem Mann auf jeder Stufe seiner Kunstübung nur lückenhaft entsiegelt. Ungeschieden blieben Ewiges, Gewöhnliches, Reines, Maßloses. Dieser Stil, der auch in den schlichtesten und gültigsten Werken seine barocke Herkunft nicht verleugnen kann, läßt sich auf ein Kleinmaß hemmungslos abgewandelter Grundbestände zurückführen: den Relativsatz von französischer Bedürftigkeit, der alle Arten des Nebensatzes und viele des Beiwortes wegwuchert, der das Einfachste verwickelt und das Gesättigste verdünnt; Beiwörter, die unweigerlich vorspringend jedem Hauptwort den Weg vertreten, seine Eigenbewegung und stolze Einsamkeit stören; Mehrzahl tunlichst statt Einzahl; die Übertreibung in jeder sprachlich möglichen Form. Alles wird nur mittelbar gesagt, ein Stil der Umschweife. Nichts steht an seinem Platze, und die Kunst liegt darin, jedwedes dort zu finden, wo es nicht gesucht werden darf. Schreiben und Lesen sind ein *jeu d'esprit* geworden. Die Dinge sind weder gesehen noch gehört, sondern redend ausgeschmeckt. . . . Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher, den Mönchen von Beuron und Maria Laach das dichterische Vermögen, George aber die Welt von Beuron und Maria Laach, jenen der Turm und diesem der Grund. Die antikheidnische Schicht des Rheintales konnte für ewig verschüttet gelten. Siehe, da tritt aus urverschollenen Zeiten wieder der *civis romanus* der letzten Heidenzeit ans Licht, der in seiner ungeheuren Bedingungslosigkeit straflos seinen jungen Freund zum Gott und sein Pferd zum Konsul zu machen vermag, der Caesar und Pontifex, jedes für sich und beides in einem, sein kann. Unheimlich deutschfremd, so deutsch sie geworden ist, tritt diese Gestalt in Erscheinung. Großartige Erneuerung des antiken Heidentums und der morgenländisch-griechischen Mysteriensucht. Eine Magie des Wortes, in der die druidische Kunst

und Kraft zu beschwören und zu verfluchen wieder aufgestört ist. Ein Denkvorgang von eisiger Schärfe, beginnend mit der Entdeckung eines dämonischen Sprachvermögens, von Stufe zu Stufe sich in Machthunger verwandelnd und in einem Frevel ohnegleichen gipfelnd.“

Das trifft Wort um Wort auf George zu, den George vor dem Kriege. Gilt es auch heute noch, nach den Gesängen „An die Toten“?

„Wenn je dieses Volk sich	aus feigem erschlaffen
Sein selber erinnert	der kür und der sende:
Wird sich ihm eröffnen	die göttliche deutung
Unsagbaren grauens	dann heben sich hände
Und münder ertönen	zum preise der würde
Dann flattert im frühwind	mit wahrhaftem zeichen
Die königsstandarte	und grüßt sich verneigend

Die Hehren, die Helden!

In Georges Zeichen stehen Hofmannsthal, Wolfskehl, Wolters, der unvergeßliche Norbert von Hellingrath, Gundolf, Kurt Hildebrandt, Ernst Bertram, Edith Landmann, Berthold Vallentin, Ernst Kantorowicz, Dauthendey, Vollmoeller, allen voran aber die gebietende Gestalt Rudolf Borchardts, in dem Härte des seiner Pflicht bewußten Willens mit Innigkeit der Empfindung sich vermählt und uns aus ihrem reinen Bunde beglückend echte Form wieder gegenwärtig wird.

* * *

Die Werke Stefan Georges erscheinen jetzt in einer Gesamtausgabe bei Georg Bondi, Berlin, die auf achtzehn Bände berechnet ist und von der uns bisher zwei Bände (I und IV) vorliegen. Band I (Lw. 6.50) enthält die erste Ausgabe der „Fibel“, vermehrt um einige kleinere Gedichte. Band IV (7.50) bringt „Das Jahr der Seele“ mit den Lesarten. Beide Bände zeigen im Anhang zahlreiche Probeseiten der Handschriften, beide sind mit selten gesehenen Porträts des Dichters geschmückt. Die schöne, von Otto von Holten mit aller Sorgfalt gedruckte Ausgabe wird dazu beitragen, die Erscheinung des Dichters von neuem sichtbar zu machen. Übrigens sind die Bände auch einzeln zu beziehen, während die Subskription zum Einheitspreis von Mk. 6.50 für den Leinenband erfolgen kann.

EINE ROSEGGER-GEDENKAUSGABE

VON MICHAEL BIRKENBIHL

AM 26. Juni 1918 ist Peter Rosegger von uns gegangen. Sein Leben liegt in der großen Linie, welche von Albrecht von Haller über die Stürmer und Dränger, Eichendorff, Jeremias Gotthelf und Adalbert Stifter zu Ludwig Thoma und Hermann Löns führt. Heimat, Kultur, Gott, das sind die Angeln, um die sich sein Schaffen bewegt. Aus dem Erdsegen der Heimat erwuchs ihm die unerschöpfbare Kraft des Schauens und Gestaltens. Man hat das Wort Ibsens „Dichten heißt über sein Streben selber